Nr. 252. — 1914. **Unterhaltungsblatt des Vorwärts** Freitag, 11. Dezember.

Der Sturm auf Vailly.

Folgender Feldpostbrief wird uns zur Verfügung gestellt:

Totensonntag, den 22. 11. 14.

Lieber Kollege!

Behaglich eine Zigarette rauchend, die Füße forglich in warme Decken eingehüllt, liege ich in einer kleinen Erdhöhle, die ich noch mit einem Kameraden teile, und will versuchen, Dir einiges vorzuplaudern, vorausgesetzt, daß meine Tätigkeit nicht unliebsam unterbrochen wird. Unsere Feinde machen sich augenblicklich in recht unangenehmer Weise bemerkbar. Eben schlugen einige Schrapnells 80 bis 100 Meter von uns ein, und durch die Oeffnung meiner Höhle sehe ich, wie die Aeste von den Bäumen sausen und krachend zur Erde fallen. Eigenartig sausend durchzischen feindliche Granaten die Luft und schlagen weiter entfernt von uns mit gewaltigem Krachen ein. Die Situation ist sozusagen etwas brenzlich geworden. Erst vor zwei Tagen haben wir, die wir in Reserve liegen, durch einen Schrapnellschuß 3 Mann Verluste gehabt. Sonst ist das Leben hier ganz behaglich, soweit man von Behaglichkeit sprechen kann.

Laß Dir kurz einen Tageslauf beschreiben. Bis früh um 8 Uhr liegen wir in unseren Höhlen, die gerade groß genug sind, daß 2 bis 3 Mann zur Not darin Platz finden. Gegen Kälte sind wir darin trotz des strengen Frostwetters der letzten Tage so ziemlich geschützt. Dann krieche ich langsam heraus, wecke zwei Mann meiner Gruppe (ich fungiere als Gruppenführer), die Kaffee kochen. Ist der edle Trank fertiggestellt, so nimmt jeder Mann seinen Trinkbecher, um das edle Getränk so heiß wie möglich zu genießen. Dazu ißt man ein Stück trocken Brot, das vortrefflich mundet. Ist dies wichtige Geschäft erledigt, dann krieche ich wieder in meine Höhle, um zu schreiben oder zu faulenzen, wenn nicht irgendeine Funktion auszuüben ist. (Aufsicht führen bei Erdarbeiten, Holzholen usw.) Mittagbrot gibt es nicht. Dafür lasse ich mir Kaffee oder Kakao kochen. Als Zubrot dient wieder trockenes Brot. Beim Dunkelwerden wird Essen geholt aus dem ½ Stunden weit entfernten .... Es gibt da Reis, Bohnen usw. in genügendem Maße, nur ist das Essen infolge der weiten Entfernung meist schon kalt. Gestern kamen die Essenholer in feindliches Artilleriefeuer, was gerade nicht eine angenehme Sache ist. Daher wird nur abends Essen geholt. Nach dem Abendbrot wird Post verteilt und meist werden noch Liebesgaben (Tabak, Zigarren und Zigaretten) in Empfang genommen. So vergeht ein Tag nach dem andern, und schnell wird der Donnerstag herangerückt sein, wo wir in .... bis zum 5. Dezember Quartier nehmen sollen, um dann wieder auf längere Zeit in den Schützengraben zu kommen. Das Leben darin habe ich zur Genüge kennen gelernt, da ich vom 20. September bis 30. Oktober darin lebte.

Am 30. Oktober war bekanntlich der Sturm auf Vailly. Du wirst vermutlich davon gelesen haben, wahrscheinlich aber kein großes Gewicht auf die betreffende Nachricht gelegt haben, was übrigens nur natürlich war. Für das Regiment ..., insbesondere für die ... Kompagnie war dieser Tag von großer Bedeutung. Den Tag vorher, ebenso in der Nacht, hatte unsere Artillerie ein überaus heftiges Feuer eröffnet. Aeußerst interessant war für mich, am Tage vorher die Arbeit und Wirkung unserer Minenwerfer zu beobachten. Ungefähr 200 bis 250 Meter vor dem feindlichen Schützengraben hatten wir an genanntem Tage einen Laufgraben auszuwerfen. Links und rechts von uns sahen wir ein stabförmiges Geschoß steil in die Höhe steigen. Genau konnte man seine Bahn verfolgen; auf der Erde explodierte es unter mächtigem Getöse. Eine gewaltige Rauchwolke zeigte sich, und Balken, Aeste usw. flogen in die Höhe; einzelne Sprengstücke sausten bis zu uns herüber. Am andern Tage konnte ich die verheerende Wirkung im feindlichen Lager selbst betrachten. Ein grausiges Bild. Den Sturm selbst zu beschreiben, ist nicht möglich; einige Einzelheiten daraus: Um 8 Uhr morgens schwieg unsere Artillerie, und unsere Maschinengewehre gaben durch ihr eigenartiges Geknatter das Signal zum Vorgehen. Erst ging es durch Wald; nur langsam kamen wir bei dem dichten Unterholz vorwärts. Endlich ein Schützengraben der Unsrigen. Rein und bald wieder heraus; vorwärts geht es. Nun liegt dicht vor uns eine Schützenlinie. Wir bekommen mächtigen „Zunder" und müssen uns hinlegen. Untätig liegen wir eine Weile dort — den Kopf tief zur Erde. Der erste Tote wird zurückgebracht; ein Pionieroffizier ist es. Kriechend geht es in die Schützenlinie hinein; nun ist sie erreicht. Langsam geht es weiter und weiter, immer in heftigem Feuer, zum Teil von der eigenen Artillerie, die zu kurz schoß, bestrichen. Wir liegen vor einem Astverhau und warten auf Pioniere, die den Weg uns öffnen sollen. Während wir ruhig unsere Zigaretten rauchen, schlägt knapp 10 Meter hinter uns ein Geschoß der eigenen Artillerie ein. Es kracht, und ein in der Nähe stehender Baum knickt in seinem oberen Teile zusammen. Ein Pionier wirft eine Handgranate und trifft einen Baum in der Nähe. Anstatt den Verhau zu zerstören, sind mehrere von uns verwundet. Endlich ist der Feind unter großen Verlusten aus dem dritten Schützengraben geworfen. In einer Talmulde sammelt sich die Kompagnie und alle die Stürmer. Noch sollen die Erdhöhlen im Tal von einigen Franzosen besetzt sein. Freiwillige sollten sie daraufhin absuchen. Ich spritze vor und mit mir noch etwa 10 Mann. Unter meiner Führung geht es los. Entsetzliches sah ich dort, und doch ohne wirklich tiefen Eindruck; denn die Nerven waren zu sehr erregt. Ungefähr zehn Franzosen nahmen wir gefangen, und einige Verwundete holten wir auch noch heraus. Dann ging's nach Vailly, wo die Kompagnie sich richtig sammelte und die Verluste festgestellt wurden. Als der Abend kam und alles vorbei war, da dachte jeder nur an sich, und vorherrschend war das Gefühl: du bist glücklich davongekommen. Später erst dachte man mit Trauer so manches lieben Toten. —

Nun habe ich Dir ja wohl genug vorerzählt, und hoffentlich liest Du Dich durch all das Zeug hindurch. Es ist in Etappen geschrieben. Früh um ½11 fing ich an, jetzt um ½5 geht es zum Schluß. Dazwischen Vortrag des Leutnants, Besuch zweier Kriegsfreiwilliger usw. Einiges daraus wird Dich wohl interessieren, und kannst Du dem Kollegium davon Mitteilung machen. Vor 8 Tagen schrieb ich ans Kollegium, vor zirka 14 Tagen an Dich eine Karte.

Nun soll's aber endgültig Schluß sein.

Freundl. Grüße Dir und dem Kollegium

Dein .....

Fremde Wörter in unserer Sprache.

Alsbald nach Ausbruch des Krieges setzte ein lebhafter Kampf gegen die Fremdwörter ein. Mit Recht wurde viel Modenärrisches ausgemerzt. Andererseits kann freilich eine Kultursprache des fremden Gutes nie entbehren. In wie hohem Grade wir im Deutschen fremde Wörter eingebürgert haben, zeigt Dr. Rudolf Kleinpaul in dem anregenden Schriftchen Das Fremdwort im Deutschen (Verlag der Göschenschen Verlagshandlung, Preis geb. 90 Pf.). Wir geben das Einleitungskapitel daraus gekürzt wieder.

Wir leiden, wie bekannt, keinen Mangel an Worten, die unserer Sprache von Haus aus nicht angehören, mit keiner deutschen Wortsippe zusammenhängen, sondern nachweislich einmal aus einer fremden Sprache herübergenommen worden sind. Wir haben eine Menge Fremdwörter im Deutschen, angeblich 70 000; über hundert werden schon in der Bibel des Ulfilas gezählt. Man sagt, daß auf sieben deutsche Worte je ein fremdes komme. Nach den Aufschriften und Ankündigungen in der Stadt zu urteilen, kommt vielmehr auf sieben fremde Worte je ein deutsches. Café-Restaurant. Spezialitätentheater. Konzert-, Theater- und Ball-Etablissement. Wiedereröffnung des Varieté. Elite-Maskenball. Diesen Abend im Zirkus: Gala High Life Soirée. Möbeltransport per Bahn. Plazierungs-Institut. Tableau. Es gibt so genug deutsche Worte, vielleicht fünfmal soviel als fremde, aber sie kommen nicht zur Geltung — das Fremdwort empfiehlt in Deutschland, und Hotel klingt vornehmer als Herberge oder Gasthaus, Rekommandeur vornehmer als Marktschreier, Dompteur vornehmer als Tierbändiger, Friseur oder gar Coiffeur vornehmer als Kräusler, Barbier vornehmer als Bartkratzer, Rasiermesser vornehmer als Schermesser — nur auf der Schneide eines Schermessers schwebt eine Sache nach wie vor. Denn edel sind die Fremdwörter nicht, im höheren Stile kann man sie nicht brauchen. Der Dichter sagt nicht Dame, der Schauplatz müßte dann wie in Schillers Handschuh eine Pariser Menagerie sein. Niemals kommt einer auf keine grüne Branche, und doch ist Branche ein so beliebter Ersatz für Zweig. Die Fremdwörter dienen bei uns zur Reklame; es muß alles weither sein.

Im Handumdrehen lassen sich auf einer Anschlagsäule, in einer Zeitung an 1000 Fremdwörter zusammenbringen. Und wenn man die Zahl der Sprachen, die auf Erden gesprochen werden, auf 1000 veranschlagt, so haben wir auch bei allen 1000, nicht bloß bei den 53 europäischen, Anleihen gemacht. Von allen Ecken und Enden haben wir die Wörter zusammengeholt, bis zu den Antipoden sind wir schuldig. Das Deutsche ist eine Mischsprache wie das Englische oder das Portugiesische, das allein 2000 brasilische Worte hat; das Bewußtsein davon drückt viele. Und doch ist die Angliederung von Fremdwörtern nicht immer ein Zeichen der Armut und der Schwäche, sondern auch ein Ausdruck einer hervorragenden Weltstellung und eine natürliche Folge des Verkehrs, der täglich neue Produkte und Waren auf den Markt wirft. Zunächst beweist sie, daß wir viel herumgekommen und vielerlei Gäste bei uns gewesen sind; und daß wir in der Fremde etwas gelernt und angenommen haben. Wir sind kein Winkelvolk; wir leben nicht von der Welt abgeschlossen in einem Tale, wie die Republik Andorra. Wir sind das Herz Europas. Das Deutschtum fliegt über die Erde dahin, und unsere alte Sprache gleicht einem mächtigen, von unzähligen Nebenflüssen und Bächlein geschwellten Strome.

Es ist merkwürdig, mit was für Volk wir direkt oder indirekt in Berührung gekommen, was für Idiome uns tributpflichtig geworden sind. Sollte mans glauben, daß wir allein von den Kariben, ich sage, von den Kariben oder den Kannibalen ein halbes Dutzend Worte haben?

Karibische Worte sind zum Beispiel: Orkan, Hängematte, Kanoe, Guajak, Bukanier, Barbecue, Alligator- oder Advokatenbirne und Kreole. Wer hätte noch keinen Vigognehut, keinen Vigognestrumpf getragen? — Nun, Vigogne sprechen wir zunächst den Franzosen und Spaniern, zuletzt aber den peruanischen Inka nach, die das die Vigogne liefernde Schaf einst Vicugna nannten, und aus deren längst ausgestorbener Sprache auch die Namen Lama, Alpaka, Kondor, Guano und Chinarinde stammen. Denken wir wohl daran, daß wir Tag für Tag mit den Chinesen reden, indem wir Tee, mit den Arabern, indem wir Kaffee, mit den Mexikanern, indem wir Schokolade, mit den Franzosen, indem wir Kognak trinken, und mit den Spaniern, indem wir Zigarren rauchen, — Diese Spezialitäten sind so alt.

Die Gewohnheit tut freilich viel. Unzählige Fremdwörter zeugen ja nur von einer gewissen Welt- und Menschenkenntnis. Wir wissen zum Beispiel, daß die Kaffern in einem Kral zusammenwohnen, die Japaner in einer Jinrikisha fahren, daß in Italien Mora gespielt, in Aegypten Haschisch geraucht, in Mexiko aus dem Safte der Maguey bereiteter Pulque getrunken wird. Aber weder Mora noch Haschisch noch Pulque gehört zu unserem Dasein; wir brauchen die Worte nur, wenn wir uns über Italien, Aegypten, Mexiko unterhalten. Aus dem Robinson und den Lederstrumpf-Erzählungen hat jedes Kind die Begriffe eines Kaziken, einer Squaw, eines Wigwams, eines Mokassin, des Pemmikans, des Wampums und des Tomahawks in sich aufgenommen. Aber diese Indianerbegriffe bleiben indianisch, sie erscheinen nur selten in anderem Zusammenhange — wir müßten denn gerade einmal den Tomahawk begraben. Wie anders, wenn die Dinge, wie Kautschuk, Mahagoni, Yucca, Mais und Tabak, nicht minder indianisch, eingebürgert sind! — Dann betrachten wir die Worte gar nicht mehr als fremd. Sie sind wie Hausgenossen. Es kommt vor, daß wir unsere eigenen Angelegenheiten erst durch ein Wort verstehen lernen, das an einer entlegenen Küste von Naturkindern erfunden worden ist!

Wir haben tausendfältige Beziehungen zu den Völkern des klassischen Altertums gehabt, haben sie noch — jede Köchin hat Kerbel dakt, jeder Sänger, der eine Partie macht, jeder Schulerjunge, der ein Programm verkauft, jede Waschfrau, die Eureka, die Krone aller Waschmittel, benutzt, ja, jede Amme, die ihr Kind einwiegt und das Heiopopeio singt, spricht griechisch; denn das Heiopopeio ist ein altgriechisches Wiegenlied, das einst eine Prinzession vom griechischen Kaiserhof in Konstantinopel nach Süddeutschland verpflanzt hat. Aber unser Horizont reicht weit über Italien und Griechenland hinaus. Er reicht bis in den fernsten Orient, bis zu den Arabern und zu den Persern, bis nach Hindostan. Auf ein Sanskritwort wie Punsch, ein persisches wie Tasse, ein arabisches wie Zucker, ein armenisches wie Kirsche, ein tamulisches wie Patschuli kommt es uns gar nicht an. Jedermann, der eine Brille trägt, hat eigentlich zwei Bernille auf der Nase, indem der durchscheinende Bernll

Die offene Tür.

Von Grazia Deledda.

Am Mittwoch vor Ostern ging Simon Barca zur Beichte. Er war in Verzweiflung, und der Verzweifelte gedenkt gern Gottes, wie der Kranke des Arztes. Er ging also in den Dom, das Nationalheiligtum, das noch heute das verkommene Dorf schmückt, und in dem zu jener Morgenstunde nur ein Frater aus dem anstoßenden Kloster die Messe zelebrierte, in einer der Kapellen, deren uralte Fresken die Feuchtigkeit mit einer grünen Schicht bedeckt hat. Die Weiber aus der Barbagia, den Kopf von der steifen Haube umschlossen und die wie Windeln so engen Kleider von silbernen Kettchen verschnürt, beteten den Rosenkranz in ihrem lateinischen Dialekt; ihre Stimmen verhallten in der weiten Basilika, wie in den Ruinen eines Tempels, und aus dem Tal kam durch die weitgeöffneten Türen der herbe Duft von Euphorbien und knospenden Erlen. Simon beichtete dem Frater Prior, der mit seinem mächtigen Leibe den Beichtstuhl ausfüllte und da drinnen schnaubte und keuchte wie ein Bär im Käfig.

Para, ich bin ein verlorener Mann: ich bin imstande, einen Christenmenschen umzubringen, so verzweifelt bin ich. Ich habe die schlimmsten Sünden begangen. Bis vor kurzem war ich ein Familiensöhnchen, Para, ein einziges Kind. Mit zwanzig Jahren schlief ich noch bei meiner Mutter; aber kaum war sie tot, so haben die bösen Kameraden mich untrinkt wie die Fliegen eine trockene Weinbeere; und mein Onkel, der auch ein Geistlicher ist, hat mich aus dem Hause gejagt, statt mir zu helfen, und dreht den Kopf nach der anderen Seite, wenn er mich sieht. Ja, alle schlimmsten Sünden habe ich begangen: ich habe gespielt, ich habe getrunken, ich habe schlechte Weiber aufgesucht und die Zauberinnen befragt; ich habe dem Nächsten Böses gewünscht, nach Anderer Gut begehrt und Fälschung begangen ... ja, Para ... ich habe eine Unterschrift gefälscht, und in ein paar Tagen ist der Wechsel fällig .. und ich muß dann ins Gefängnis und bin entehrt ... Alle Schuld trifft die schlimmen Gesellen, die mich jetzt im Stich lassen; alle Türen sind mir verschlossen ... und für mich gibt es keine offene Tür mehr. Aber ich bereue, Para, und will ins Gefängnis gehen und büßen, nur gebt mir die Absolution, damit ich die Ostergebote halten kann und unschuldig leiden wie unser Herr Jesus Christus.

Der Frater Prior schnaubte und gab keine Antwort. Simon, das braune, magere Beduinengesicht in den Händen verborgen, stöhnte ebenfalls und dachte: Vielleicht ist er aufgebracht, vielleicht freut er sich auch zu hören, daß die Ursache meines Ruins im Grunde mein Onkel ist. Die Fratres und die Priester können sich ja nicht ausstehen. Vielleicht wird er mir, um meinen Onkel zu ärgern, die Soldi geben, um den Wechsel einzulösen ...

Doch der Frater Prior schnaubte und schwieg. Sein heißer Atem kam Simon ins Gesicht. Und des Wartens müde, schüttelte der reuige Sünder seine bußfertige Anwandlung wie seine bösen Gedanken ab, schlug die großen, dunkeln, kindlich blickenden Augen auf, und ein bitteres, spöttisches Lächeln vertiefte die Grübchen seiner bartlosen Wangen: der Frater schlief! Ach, auch der Herr ist taub für das Geschrei des verzweifelten Sünders.

* * *

Leise, leise ging Simon von dannen, das Herz voll Traurigkeit und den Sinn von häßlichen Gedanken erregt. Vor dem Hochalter begannen bereits die Funktionen, und man hörte die lustige Stimme Priester Barcas in den höchsten Tönen psalmodieren. Die Leute kamen und gingen, und nun erschienen auch die Männer, groß von Gestalt, mit langen, eckigen Bärten, wie zu Moses' Zeit. Einige sahen wirklich wie Propheten aus, so feierlich, ruhig und einfach traten sie auf; andere waren klein und hager, gleich unserem Simon, und wie ausgemergelt vom scharfen Wind und von bösen Gedanken. Auch die Weiber gemahnten an die Gestalten der Bibel; eine, der Simon im Hof der Basilika begegnete, eine große, dürre Witwe mit olivenfarbenem Gesicht und grünlichen Augen, die in ihrem hieratischen Gewand stak wie in einer schwarzen Scheide, der fehlte wahrhaftig nur ein Aehrenbüschel in der Hand, um für die zweite Gemahlin des Boas zu gelten. Simon erbebte, als er sie sah; er bebte vor Haß, denn die Frau war die Haushälterin Priester Barcas, und ihm kam plötzlich der Gedanke, in diesem Augenblick sei niemand im Hause des Onkels, und als wäre es mit einem Male Nacht geworden, sah er die Dinge und Menschen nur verworren und schlich behutsam an den Mauern hin, über jeden Stein stolpernd, der ihm im Wege war. So gelangte er bis vor sein Haus, das aussah wie eine alte Turmruine, und da erst war es ihm, als würde es wieder licht um ihn her. Er trat ein, und gleich darauf erschien sein Gesicht an dem Fensterchen des ersten und einzigen Stockwerks, so nachdenklich wie das eines Generals, der von einer Festung herab einen Schlachtplan überdenkt. Das Schlachtfeld Simons war der kleine Gesichtskreis, der sich vor seinen Augen ausbreitete und gebildet wurde von der Straße, durch die ein Rinnsal floß, an dem Gras und Binsen sproßten wie im freien Felde, von dem dem seinen gegenüber liegenden Häuschen der Witwe, dem großen dunkeln Hause und dem Hof des Onkels Priester neben dem der Witwe, und endlich von einem Kirchlein, dessen mit Unkraut bewachsenes und von Zypressen beschattetes Gärtchen aussah wie ein Kirchhofwinkel. Simon dachte daran, wie er seine Kindheit und Jugend damit verbracht, über die Mauer zwischen des Onkels Hof und dem Kirchengärtchen zu springen, und fragte sich, ob er den Sprung nicht noch einmal wagen solle, — nur in umgekehrter Richtung: von dem Gärtchen bei der kleinen Kirche aus in den Hof des Onkels. Einmal da drinnen, war es leicht in die Festung einzudringen, d. h. in des Onkels Haus, dessen Winkel und Gänge niemand besser kannte als er. Wenn er die Augen schloß, erblickte er den Mauervorsprung auf dem Flur, auf den der Onkel, bevor er das Haus verließ, den großen Schlüssel seines Zimmers hinlegte, und wenn er sie wieder öffnete, dann gedachte er nicht ohne Rührung jenes großen, ein wenig geheimnisvollen, stets von einer kleinen Lampe erhellten Zimmers voller Heiligenbilder und gebundener Bücher, in dem er mehr als einmal, als Kind, den Onkel überrascht hatte, wie er in Hemd und Scheitelmützchen goldene Münzen zählte gleich einem Zauberer, oder in Papiergeld mit einer Nadelspitze geschickt seinen Namen durchstach. Eines Tages war Simon tastend über den Fußboden gekrochen, hatte eine der kleinen achteckigen Platten des Belags aufgehoben und darunter ein Schächtelchen voller Münzen gefunden. Und jetzt dachte Simon an jene Zeit zurück, wie der Gefangene an die Tage der Freiheit.

Drei Tage lang stand er fast beständig an dem Fensterchen und rührte sich nur, um ein wenig Gerstenbrot und Ziegenkäse zu essen. Ja, während der Onkel seine Gelder unter dem Fußboden aufhäufte, lebte er wie ein armer Hirte; sein Haus war leer, verödet, ohne Hausgerät (das hatte er bereits verkauft), sogar ohne Türen (auch die hatte er verkauft), und die Spinnen spannen ihre Netze auf dem Koffer aus Wildschweinsleder, in dem er das Brautkleid wie die Witwenkleider seiner guten Mutter aufbewahrte.

Um sich zu stärken, trank er ab und zu ein Gläschen Branntwein und kehrte dann wieder zu seinem Fensterchen zurück. Man roch den Duft des süßen Backwerks, das die Frauen zu Ostern bereiteten, und sah den Rauch durch die Sparren und Ziegel der Dächer aufsteigen; im Tal sangen die Nachtigallen, und über das Kirchengärtchen zogen die Frühlingswölkchen hin gleich weißen, jungfräulichen Stirnbinden, die der Wind von irgendeiner Hecke davongetragen.

Am Gründonnerstag kam die Witwe aus dem Hause des Onkels und öffnete das für gewöhnlich verschlossen gehaltene Kirchlein, und mit Beihilfe anderer Frauen aus der Nachbarschaft nahm sie den Christus herab, legte ihn auf die Erde, stellte vier Lichter und vier Teller mit keimendem Getreide herum und bildete so das Sepolcro. Aber alle Leute gingen

zuallererst geschliffen und zur Herstellung von Brillen verwendet wurde; Beryll ist aber nicht mehr und nicht weniger als ein Wort des Prakrit, eines indischen Dialektes. Es gibt nachgerade so viele Bazare in Berlin, wie in Kairo, soviel Pfeffer wie in Malabar und so viele Kakadus wie in dem Malaiischen Archipel, wo diese Papageien das Wort Kakadu von den Malaien gelernt haben sollen. Setzen wir nicht den arabischen Artikel Al so flott, als ob wir in den Zelten der Beduinen aufgewachsen wären? — In Alkohol, Alkoven, Almanach, Alkali, Algier, Almagest und so vielen anderen arabischen Begriffen, selbst in dem der Aprikose. In unserem Arrak haben wir das arabische Wort für Schweiß; in einer Ziffer das arabische Wort für Null; in Sirup das arabische Wort für Trank; in Atlas das arabische Wort für glatt. Liegen wir nicht auf dem Sofa wie ein Scheich, tragen wir nicht Burnusse und Babuschen wie die Beduinen, ja, die Beduinen selber, ziehen wir nicht die Turbane als Tulpen sogar auf Beeten, heißt es nicht Schäh mate, Schachmatt, der König ist tot, in Leipzig und Teheran? — Ei, die Fremdwörter sind auch interessant und die deutschen Fremdwörterbücher wirklich lehrreich: indem sie nach allen Weltgegenden schmecken, sind sie gleichsam Denkzettel der Weltgeschichte, Merkzeichen unseres Handels, unserer Entdeckungen und Reisen, jedwede Entlehnung weist uns auf eine kleine merkwürdige Tatsache aus der Vergangenheit.

Wenn uns die Entlehnung jetzt zur Gewohnheit geworden ist und wir sie gar nicht mehr bemerken, so liegt das daran, daß unsere Vorfahren einmal Neuigkeiten erworben haben, die uns nicht auffallen — und zwar sind dies keineswegs immer Dinge, die nicht weit her sind. Die Geläufigkeit eines Fremdworts steht durchaus in keinem Verhältnis zu der Entfernung des Vaterlands. Das Wort Tabak ist, denke ich, so volkstümlich wie das Wort Pfeife, und doch stammt jenes von der Watlingsinsel, wo es eine Zigarette bezeichnete, dieses aus dem Mittellateinischen (Pipa). Es kommt ja oft vor, daß sich einer an einem Ausdruck stößt, den er von seiner Frau Mutter nicht gelernt hat, aber das ist zumeist ein Ausdruck von einem Nachbarvolke. Ein Ausdruck, der nur bestimmten Klassen der Gesellschaft angehört. Alle Stände haben ihren besonderen Jargon. Wer nicht von der Kunst ist, versteht davon so viel, wie wir vom Rotwelsch oder von der Gaunersprache.

Man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß das Volk Fremdwörter ablehne; im Gegenteil, es trägt sie wie abgelegte Kleider, sie halten sich noch im Volk, wenn sie schon nicht mehr zum guten Ton gehören, zum Beispiel das vulgäre Adverbium retour. In Leipzig sagt man Gemeindeamt, in Schlesien noch Bureau, auf der Halleschen Straße hinter Rodelwitz ist das Bankett für Radfahrer verboten. Wenn in Ostpreußen ein Hasenbraten auf den Tisch kommt, so erfährt man, daß das Läufchen hierzulande die Lapate genannt wird — das französische la Patte, unverändert erhalten, während anderwärts Pote und Pfote daraus ward. Aber in Berlin kann mans erleben, daß ein Skatspieler bei einem großartigen Jeu die vier Wenzel in der Lamain hat. Kleine Leute haben noch Courage, sie wollen nicht parieren, es ist ihnen alles egal, sie nehmen endlich Raison an, sie haben keine Asche (Argent) und sind immer in der Rage. Verstandez-vous? — Dergleichen Laster sind in der Franzosenzeit eingerissen und allmählich ins Volk gedrungen, wo sie sich festgesetzt haben, während der gebildete Mittelstand bereits wieder so weit ist, daß er sie abstößt.

Und der? — Er hat nur neue Fremdwörter, die ihrerseits wieder veralten werden. Er hat außerdem noch die ungeheure Menge derjenigen, die bislang noch nicht veraltet sind. Umsonst, wir stecken allzumal voller Ausländerei und Fremdheit, das bringt die Weltgeschichte mit sich. Man gehe in das erste beste deutsche Haus, in ein Haus am Markte einer großen deutschen Stadt, und frage sich, wieviel denn eigentlich an diesem Hause deutsch ist. Und man speise einmal in der ersten besten deutschen Familie zu Mittag und frage sich dann, wie viele Gerichte und wie viele Getränke in dieser Familie einen halbwegs deutschen Namen führen. Man prüfe die Einrichtung, die Ausstattung, die Draperien, Stores, Portieren und Teppiche, die Gardinen und Uebergardinen, die gesamte Lebenshaltung. Und nun noch denkest, daß die Hälfte aller deutschen Bezeichnungen, die der Laie für deutsch hält, doch kein Deutsch, nichts weniger als Deutsch, sondern altes Lateinisch ist! Daß zum Beispiel diese Familie selbst mitsamt ihrem Familienleben, ihren Familienbildern und ihren Photographiealbums einen völlig undeutschen Begriff darstellt, der dem Lateinischen entlehnt ist und auf deutsch ganz anders lauten müßte! Was bleibt denn am Ende von der deutschen Sprache übrig, die nur in den Büchern zu stehen scheint? — Wie bei jeder Mischsprache: die Grammatik.

Das Maschinengewehr.

In fast allen Berichten über die bisherigen Gefechte wird vor allem die furchtbare Wirkung der Maschinengewehre hervorgehoben. Sind dieselben doch imstande, in wenigen Minuten ganze Regimenter niederzumähen. Besonders verheerend soll ihr Feuer für anstürmende Reiterscharen sein, welche nicht selten von wenigen Maschinengewehren vollständig vernichtet wurden. Nicht minder verderblich wie für Reiter ist das Maschinengewehr auch für die aus ihren gedeckten Stellungen hervorspringenden oder anstürmenden Fußsoldaten. Damit bildet dasselbe eine der furchtbarsten Waffen, welche sowohl zum Angriff wie auch vor allem zur Verteidigung dient.

Seiner äußeren Gestalt, Fortbewegungsart und Bedienung wegen ist man auf den ersten Blick leicht geneigt, das Maschinengewehr für eine kleine Kanone zu halten. In Wirklichkeit ist es aber nichts anderes wie ein Gewehr, das äußerst schnell hintereinander eine große Anzahl Schüsse abgibt. Der eigentlich wirksame zum Fortschleudern der Geschosse dienende Teil besteht, genau wie bei den übrigen Gewehren, aus einem gewöhnlichen Lauf von dem jetzt gebräuchlichen Durchmesser von 8 Millimeter. Die große Erhitzung des Rohres infolge der Feuergeschwindigkeit bedingt jedoch eine stete Wasserkühlung. Aus diesem Grunde ist der Lauf mit einem metallenen Kühlmantel umgeben, der dem Maschinengewehr das Aussehen eines kleinen Geschützes erteilt. Dazu kommt noch als wesentlicher Teil des Maschinengewehres die äußerst sinnreiche und dabei doch verhältnismäßig einfache und widerstandsfähige Ladeeinrichtung, welche die Munition selbsttätig dem Laufe zuführt. Als wirksame Kraft dient hierbei der Rückstoß der Pulvergase, der die vollständige Bedienung des Gewehres besorgt. Schon bald nach dem Deutsch-Französischen Kriege im Jahre 1870 hatten deutsche Militärtechniker als Ideal ein Gewehr hingestellt, bei dem der nach jedem Schusse wirkende Rückstoß, der sich den Schützen durch seine Schläge unangenehm bemerkbar macht, dazu benutzt würde, das Gewehr wieder schießfertig zu machen. Zu diesem Zwecke sollte der Rückstoß alle bisher von Hand ausgeführten Griffe nacheinander selbsttätig ausführen. Dazu gehört das Oeffnen des Verschlusses, das Auswerfen der Patronenhülse, das Einschieben der neuen Patrone, das Verschließen des Verschlusses, und endlich das Abfeuern der Ladung, worauf dann das Spiel wieder von neuem beginnt. Bis zur ersten praktischen Verwirklichung dieses Gedankens verging freilich noch über ein Jahrzehnt. Erst im Jahre 1883 konnte der amerikanische Erfinder Hiram Maxim das erste brauchbare Maschinengewehr vorführen.

Die Munition wird dem Maschinengewehr mittels eines Patronengurtes zugeführt. Bei dem deutschen Maschinengewehr sind je 250 Patronen auf einen Gurt aufgereiht, der etwa 8 Kilogramm wiegt. Um das Maschinengewehr in Tätigkeit zu setzen, wird ein Ende des Gurtes in die Ladevorrichtung eingeführt und der erste Schuß von der Bedienungsmannschaft abgegeben; dann schießt das Maschinengewehr so lange fort, bis der Patronengurt abgelaufen ist oder die Einrichtung von der Bedienungsmannschaft außer Tätigkeit gesetzt wird. Nach jedem Schusse läuft das Rohr nebst Verschluß infolge des Rückstoßes zurück. Durch einen Anschlag wird aber das Rohr bald festgehalten, während der Verschluß seinen Weg noch fortsetzt, wobei die leere Patronenhülse herausfällt und aus dem inzwischen ebenfalls durch den Rückstoß weiter gedrehten Patronengurt eine neue Patrone eingeschoben wird. Beim Rücklauf des Verschlusses ist aber gleichzeitig eine Feder gespannt worden, die nach Beendigung der Bewegung den Verschluß wieder vorschiebt, damit den Lauf schließt und gleichzeitig in seine alte Lage zurückbringt. Die ebenfalls durch den Rückstoß gespannte Schlageinrichtung entzündet jetzt das Zündhütchen und damit die Patronenladung. Diese ganzen Vorgänge spielen sich jedoch nahezu gleichzeitig mit Blitzesschnelle so rasch ab, daß man mit einem Gewehr in der Minute 400 bis 500 Schuß abgeben kann. Die Wirkung jedes einzelnen Schusses ist dieselbe wie die unserer gewöhnlichen Gewehrgeschosse, die bekanntlich je nach der Entfernung des Zieles 2 bis 6 Personen durchschlagen können. Bei dem Maschinengewehr wird die Wirkung infolge der raschen Schußfolge jedoch erheblich erhöht. So werden ganze Baumstämme von 30 Zentimeter Durchmesser selbst noch in 400 Meter Entfernung in Bruchteilen einer Minute glatt wegrasiert.

Infolge der andauernden Erhitzung des Rohrlaufes würde dieser bald Schaden leiden, wenn er nicht ständig gekühlt würde. Zu diesem Zwecke enthält der Raum zwischen dem Kühlmantel und dem Gewehrlauf eine Füllung von etwa 4 Liter Wasser, welche den Lauf abkühlen, dadurch, daß sie dessen Wärme aufnehmen und fortleiten. Seiner Schwere von 30 Kilogramm und der großen Menge mitzuführender Munition wegen wird das Maschinengewehr gewöhnlich wie ein kleines Geschütz von Pferden gezogen. Es wird sowohl von der Kavallerie wie der Infanterie mitgeführt. Die Maschinengewehrabteilung der Kavallerie muß natürlich sehr beweglich sein. Das Gewehr wird hier deshalb auf einer Lafette in Verbindung mit einer Protze vierspännig gefahren, während bei den Maschinengewehrabteilungen der Infanterie zweispännige Gewehrwagen genügen. Bei der Benutzung wird das Gewehr von der Lafette bezw. dem Wagen heruntergenommen und auf einen Schlitten aufgestellt. Die Bedienung beträgt 2 bis 4 Mann. Zur Beschießung von Flugzeugen hat man Maschinengewehre mit besonderen Tragvorrichtungen ausgestattet, mittels deren man sie leicht auf Türme, Hausdächer usw. bringen und dort aufstellen kann.

Kleines Feuilleton.

Der Name des Krieges.

In Amerika, das soweit vom Schuß liegt, hat man Zeit und Muße, sich über Dinge den Kopf zu zerbrechen, die uns heute in Europa einigermaßen überflüssig vorkommen. So hat es ein amerikanisches Blatt für nötig gehalten, ein Preisausschreiben zu erlassen, um auf diese Weise für den gegenwärtigen Weltkrieg die treffendste Bezeichnung zu ermitteln. Das Ergebnis war ein Dutzend Namen, die folgendermaßen lauten:

Der europäische Krieg.
Der Krieg von 1914.
Der Krieg des Dreiverbandes.
Kaiser Wilhelms Krieg.
Der slawisch-deutsche Krieg.
Der Weltkrieg.
Der Völkerkrieg.
Der englisch-französisch-russisch-deutsche Krieg.
Der Krieg der europäischen Mächte.
Der große Konflikt.
Der Krieg.
Der letzte Krieg.

Das „Algemeen Handelsblad", das diese Blütenlese mitteilt, sagt dazu: „Wenn wir zu wählen hätten, so würden wir uns für den letzten Namen entscheiden". — Eine Meinung, der sicher jedermann beipflichten wird.

Zeitungspapier aus Stroh.

Die gewaltige Entwickelung des Zeitungswesens hat die Regierung der Vereinigten Staaten zu Versuchen darüber veranlaßt, wie man das jetzt aus Nadelholz hergestellte Zeitungspapier durch ein anderes gleichwertiges Papier ersetzen kann. Braucht doch eine Zeitung, die bei einer Auflage von 100 000 mit täglich 20 Seiten erscheint, innerhalb 24 Stunden den Waldbestand von 2.6 Hektar, in einem Jahre also einen Bestand von 1000 Hektar. Bei größeren Blättern kann man den jährlichen Waldverbrauch ruhig auf 4000 Hektar beziffern. Um einer Ausrottung der Wälder vorzubeugen, hat die staatliche Papiermühle von Wausau im Staate Wisconsin Zeitungspapier aus Stroh hergestellt, das seit einiger Zeit von einem größeren Blatte täglich verwendet wird. In den Vereinigten Staaten bringt jede Ernte 150 Millionen Tonnen Maisstroh. Da man auf chemischem Wege leicht die für das Vieh brauchbaren Nahrungsstoffe des Strohes auszuziehen vermag, würde der größte Teil zur Herstellung von Papier verwendet werden können. Außerdem stehen alljährlich zwei Millionen Tonnen Reisstroh, drei Millionen Tonnen Flachsstroh und zehn Tonnen Millionen Baumwollstengel zur Verfügung. Wie geeignet das Reisstroh für die Papierfabrikation ist, weiß man aus China und Japan. Die Baumwollstengel liefern zwar ein weniger gutes Papier, doch kann deren Zellulose ja mit den Reisfasern gemengt werden. Wenn es gelingt, aus diesen mannigfachen Strohsorten auch nur einen Teil des täglich gebrauchten Zeitungspapiers herzustellen, dann würden die Wälder geschont werden und das bessere Papier würde ausschließlich für Bücher und Zeitschriften vorbehalten bleiben. Außerdem gibt es neues Stroh in jedem Jahr, während neu aufgeforstete Waldbestände über ein Menschenalter brauchen, ehe sie wieder in die Papiermühle wandern können.

Magnetische Eisenbahnpuffer.

Auf der schweizerischen Nationalausstellung in Bern ist eine durch Akkumulatoren betriebene Rangierlokomotive ausgestellt, die mit weniger Hilfskräften als bisher und dazu weniger gefahrvoll zu rangieren vermag. Ihre Hauptneuerung sind vier magnetische Puffer. Diese Puffer, von denen hinten und vorn je zwei anstelle der alten Puffer angebracht sind, bestehen aus zylindrischen Massen, die an der Vorderfläche eine halbkugelförmige Vertiefung aufweisen und eingelassene Erregerwicklungen besitzen. In diese Vertiefung paßt der an den Bahnwagen befindliche Puffer, der bekanntlich aus einer Stange mit einer abgeplatteten Kugel besteht. Zum Rangieren ist nun nur ein Mann nötig, nämlich der Führer der Lokomotive. Er fährt an den zu befördernden Wagen heran bis die Puffer aneinanderstoßen, schließt dann den Erregerstrom der Magnete und kann darauf den Wagen mit einer Stundengeschwindigkeit von 5 Kilometer an den gewünschten Ort schleppen. Wie „Prometheus" mitteilt, beträgt die Anziehungskraft jedes dieser Puffer bei direkter Berührung 1700 Kilogramm und 900 Kilogramm, wenn der magnetische Puffer vom Wagenpuffer 5 Millimeter entfernt ist. Die beiden Puffer einer Seite können also eine Höchstanziehung von 3400 Kilogramm leisten, wobei die Erregung jedes Puffers 220 Watt beansprucht. Ein einfaches Ausschalten des elektrischen Stromes genügt, um den Wagen wieder freizugeben.

Notizen.

— Theaterchronik. In Abänderung des Spielplans gelangt im Theater in der Königgrätzer Straße Strindbergs „Rausch" am Sonntag zur Darstellung.

— „Die Meistersinger von Nürnberg" begehen am Sonnabend im Deutschen Opernhause das Fest ihrer 25. Aufführung. Da die erste Aufführung am 21. Februar stattfand, so hat sich der Ring des ersten Vierteljahrhunderts, die Ferienmonate abgerechnet, in rund sieben Monaten geschlossen, während daneben noch zahlreiche Aufführungen von drei anderen Wagnerischen Werken stattfanden.

— So viel Liebe und kein Mädel. Aus dem Argonnenwalde erhält die „Frankf. Ztg." folgenden Stoßseufzer:

Liebeshandschuh' trag ich an den Händen,
Liebesbinden wärmen meine Lenden,
Liebesschals schling' nachts ich um den Kragen,
Liebeskognak wärmt den kühlen Magen,
Liebestabak füllt die Liebespfeife,
Morgens wasch' ich mich mit Liebesseife,
Liebesschokolade ist erlabend,
Liebeskerzen leuchten mir am Abend,
Schreib' ich mit dem Liebesbleistift tiefe
Liebesgabendankesagebriefe.
Wär mir der Liebeskopfschlauch nachts den Schädel,
Seufz' ich: „So viel Liebe — und kein Mädel!"

---

in den Dom, wo die Leidensgeschichte Christi dargestellt und zwei wirkliche Schächer (d. h. wegen Diebstahls Verurteilte) zu Seiten des Heilands ans Kreuz gebunden wurden. Von seinem Fensterchen aus sah Simon auch den Onkel, wie er, kurz und gedrungen, daherhüpfte, und die große, dürre, steife Witwe, die hinter ihm her schritt, dem Dom zu. Dann ging auch Simon hinunter; auf der Straße jedoch lehnte er sich mit der Schulter an die Mauer und stand so stundenlang, unbeweglich und nachdenklich, von ferne dem eintönigen Psalmodieren lauschend. Es dämmerte schon; über den violetten Bergen, am zartgrünen Himmel, neigte sich der Mond zum Untergang; der Abendstern stieg auf, und es sah aus, als gingen sie einander entgegen wie Maria und Christus in den Straßen des Dorfes.

In wenigen Minuten wird die Prozession hier sein! dachte Simon und regte sich; aber er schlich dicht an der Mauer entlang und fürchtete sich, an dem Kirchlein vorüberzugehen und an dem auf dem Boden, zwischen den vier Lichtern und den vier Tellern mit jungen Kornhälmchen hingestreckten Christus.

Und auf einmal, vor der Tür des Onkels angelangt, erbebte Simon: die Tür stand offen! Es befand sich also jemand im Hause, und es war unnütz, weiterzugehen. Er kehrte um und lehnte sich wieder an die Mauer. Aber wer konnte im Hause des Onkels sein? Die Knechte, Feldarbeiter wie Hirten, kamen nur Samstags abends heim; der Priester selbst und die Witwe gingen mit der Prozession. Er schlich sich also nochmals an die Tür, pochte und rief: Basila! Basila!

Seine Stimme verhallte im Innern des bereits dunkeln Hauses wie in einer Höhle. Er trat ein, schloß die Tür, eilte die Treppe hinauf und durch die engen, gewundenen Gänge, fand den Mauervorsprung, fand den Schlüssel, schloß auf und war im Zimmer seines Onkels. Es kam ihm vor wie ein Traum. Das Fenster war geschlossen. Ein Licht wie eines der vier um den Leichnam Christi brannte vor dem Bilde der heiligen Märtyrer. Es waren ihrer viele: Männer, Frauen, Greise, Kinder; aber alle hatten sehr sanfte Gesichter und sahen vor sich nieder, und Simon fürchtete sich nicht vor ihnen. Bei dem grünlichen Schein des Lämpchens bückte er sich und fing an, eines der Fußbodenplättchen nach dem andern zu betasten, als wäre er ein Maurer, dazu bestellt, den Fußboden auszubessern. Aber nicht ein Plättchen bewegte sich, und er richtete sich auf und strich sich mit der Hand über die Stirn, auf der kalter Schweiß stand.

Er vernahm das Singen der Prozession und lehnte sich zitternd gegen das Bett des Onkels. Und als teilte sich der Schrecken und die Aufregung des Diebes dem Bette mit, so erzitterte auch dieses und verschob sich. Da sah Simon, daß das Plättchen unter dem einen Fuß des Bettes sich bewegte; er bückte sich, hob es mit den Nägeln heraus und fand in der Höhlung einen Blechkasten und darin zwei Banknoten zu tausend Lire.

* * *

Am heiligen Ostertage sagte der Priester Barca die Witwe aus dem Hause, und in einem Nu war das ganze Dorf wie von einem bösen Wirbelwind aufgewühlt: man hatte erfahren, daß dem Priester mehrere tausend Lire fehlten; der eine sagte zwei, der andere drei, jener zwanzigtausend, und Basila hätte am Karfreitagabend die Tür offen gelassen. Der Karabiniere ging in das Haus des Priesters; der aber spielte den Harmlosen und sagte nur: „Kleinigkeiten, Kleinigkeiten!"

Am Dienstag wurde bei der Witwe Haussuchung gehalten, sie selbst verhaftet und am folgenden Tage wieder in Freiheit gesetzt. Es hatte sich nichts gegen sie ergeben, aber die Bewohner oder vielmehr die Familien des Dorfes spalteten sich in zwei Parteien: die Männer nahmen Basila in Schutz, meinten, sie hätte wohl wirklich vergessen, die Tür zu schließen, und ein Dieb dann die Gelegenheit benutzt; die Frauen aber lächelten höhnisch: „Und der Dieb war gleich bei der Hand und konnte in wenigen Minuten seinen Zweck erreichen?"

Dann hörten die Leute wieder auf zu schwatzen; aber die Witwe wurde von allen mit Geringschätzung angesehen, niemand gab ihr mehr Arbeit, sie ging nicht mehr zur Kirche und lebte elend in ihrem verfallenen Hause. Simon sah sie oft, wie sie blaß und traurig auf ihrer Türschwelle saß, aber mit ihren grünlichen Augen zum Himmel aufblickte wie die heiligen Märtyrer.

* * *

Simon löste den falschen Wechsel ein und kaufte seine Türen und seinen Mantel zurück. Niemand wunderte sich darüber, denn er erlebte, wie jeder Spieler, häufig solchen Hoch- oder Tiefstand des Glücks, und von dem Wechsel wußte außer seinem Gläubiger niemand. Was aber die Leute mit Verwunderung sahen, war, daß Simon auf einmal ein anderes Leben anfing: Er verkehrte nicht mehr mit schlechten Weibern noch mit schlimmen Gesellen, ging zur Kirche und grüßte den Onkel. Der aber wendete fortgesetzt sein Gesicht ab, wenn er ihn sah, und als eines Tages Simon auf ihn zuging, entschlossen, ihn anzuhalten und ihm die Hand zu küssen, weigerte er ihm nicht allein den Gruß, sondern drehte ihm den Rücken und kehrte um.

Simon war betroffen. Er lehnte sich an die Mauer und stand dort wie angenagelt, von dem quälenden Gedanken überwältigt: Er weiß!

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin SW.